

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Alexander Roda Roda
Die Kummerziege
und andere Dienstbotengeschichten

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Inhalt

Nani	7	
Luischen	16	
Der Hund	20	
Die Kummerziege	28	
Die Teufelsbibel	34	
Das väterliche Erbteil	42	
Es gehört sich	52	
Die Wegewarte	60	
Des Königs Patenkinder	68	
Die Madonna mit den Glasaugen	76	
Die Mutter laßt grüßen	85	
Lolo und Kathi	98	
Die Köchin und das Stubenmädchen	106	
Unkraut	116	
Susi Fröhlich und Martha Wehmuth	125	
Die Braut in Trauer	134	
An guten Willen hat s'	139	
Stilles Glück, 1073	146	

Nani

Zwei Mächte leiten die Geschicke meines Haushalts: Anna, der Fixstern, und Aurelie, der Komet.

Annaräumt unsre Zimmer auf, putzt Schuhe und Kleider und ist sich seit Jahren gleichgeblieben. Mit Ausnahme der Waschtage – da ist sie reizbar. – Aurelie sorgt für die leiblichen Bedürfnisse, verhätschelt und beleidigt abwechselnd unsre Magen und ist auch sonst unbeständig. Von Zeit zu Zeit, in ungleichmäßigen Zwischenräumen, fühlt sie sich mißverstanden, mit Arbeit überbürdet und sucht Streit mit mir.

Manchmal gelingt es einem Aufgebot besondrer Zuvorkommenheit, den Ausbruch der Feindseligkeiten zu verschieben. Ein andermal ist ihr Wunsch, sich »zu verändern«, zu heftig, um unterdrückt zu werden.

Aurelie geht. Ein bis zwei Monate genügen, ihr die Überzeugung beizubringen, daß ich trotz allem die folgsamste Gnädige auf Erden bin, und so hat sie »sich« schon fünfmal »zurückverlangt«.

Im Mai war Aurelie wieder einmal sehr trüb gestimmt. Diesmal, weil sie schon achtundzwanzig Jahre zählte, ohne einen Ehemann gefunden zu haben.

»Aurelie, ich war nicht viel jünger als Sie, da habe ich den gnädigen Herrn geheiratet.«

»Oh«, rief Aurelie schluchzend, »die gnädige Frau hat halt Geld gehabt.«

Und sie erklärte mir, sie müsse uns verlassen. Ihr Verlangen ziehe sie in einen lebhaftern Bezirk, wo es mehr Gelegenheit gibt, Bekanntschaften anzuknüpfen.

Die Überreichung eines Geschenks blieb wirkungslos. Sie nahm ihn zwar wohlwollend an, den langersehnten, buntgeblühten Kleiderstoff – ihre Absichten aber änderte sie nicht.

Schweren Herzens begab ich mich zu der berühmten Frau Lanzer, die man in solchen Fällen aufsucht.

Frau Lanzer hat selbst einmal fleißig das Staubtuch gehandhabt, wünscht aber an diese beschämende Station ihres Lebensweges nicht erinnert zu werden.

Sie ist hoch frisiert, gepudert, trägt einen korallenroten Schlafrock mit Schleppe und hat immer einen mannbaren Vetter »in der Kost«, der das zweite oder dritte Jahr Jus studiert.

»Ich möchte ein nettes, junges Mädchen für die Küche haben.«

»Sso – sso, ein nettes, junges Mädchen«, sprach Frau Lanzer frostig. »Die Auswahl ist sehr gering. Ein Mädchen für alles, nicht wahr? Was zahlen S' denn?«

»Nein, ich brauche ein Mädchen für die Küche allein, eine perfekte Köchin. Ich zahle gern hundertdreißig bis vierzig Kronen den Monat.«

»Oh – da kann ich schon dienen, meine Gnädigste«, rief Frau Lanzer wie elektrisiert – sehr hochdeutsch und sehr liebenswürdig. – Die Feinheit ihrer Sprache steigert sich mit dem Lohn. – »Bitte Platz zu nehmen, ich werde Ihnen allsogleich ein ausgezeichnetes Mödchen vorstellen. Ausgezeichnet – öhrlich und treu, vorzügliche Köchin.«

Darauf rief sie Brigitte herein.

Ein flüchtiger Blick ins Buch stellte Brigittens Tätigkeit in neunzehn verschiedenen Häusern fest. Neunzehn Häuser in einem Jahr.

»Können Sie denn auch selbständig kochen? Sie wechseln so oft.«

»Ich bitte, Gnädige, in einem jeden Haus kann man nicht jahrelang bleiben. Die Plätzer sein verschieden. Zum Beispiel, in der letzten Stelle war der Herr . . . – gnä Frau verstehen schon . . . Ich kann alles kochen: Crêmes, kalte Fische, Torten . . .«

Ich winkte ab. Das war nichts. Meine Erfahrung hat mich gelehrt: wer mit Crêmes beginnt, kocht das Gemüse jämmerlich.

Frau Lanzer nahm mir das Buch ab und drückte es Brigitten in die Hand – mit einer kleinen Gebärde nach der Tür. – Frau Lanzer verfolgt nämlich die ergiebige Politik, es mit den Damen zu halten. Sie verachtet ihre einstigen Genossin-

nen und behandelt sie mit einer kühlen Strenge, die jedes Einverständnis ausschließt.

»Hier, Euer Gnaden, eine perfökte Köchin«, flötet Frau Lanzer und stellt mir ein Ungeheuer vor. Um Himmels willen – wird die Platz in meiner Küche haben?

»Ich geh nur in ein feines, kinderloses Haus«, sagt die Riesin angriffslustig und mißt mich vom Kopf bis zu den Füßen.

»Das Haus wird Ihnen passen, meine Liebe«, ruft Frau Lanzer scharf und zurechtweisend, »das weiß ich am besten.«

»Können Sie selbständig kochen? Ich beschäftige mich nämlich mit der Küche nicht.«

»Ich bitt, bei einer Gnädigen, die was mir ieberhaupt in die Küche hereinkummt, bleib ich hekssens drei Täg.«

»O, Sie müssen oft auf solche Damen gestoßen sein – in Ihrem Buch stehen sieben dreitägige Posten.«

Sie riß mir das Dienstbuch aus der Hand und verschwand.

»Das möcht mir gefallen«, hörte ich sie den Freundinnen draußen sagen. »Irgend eine Beamtenfrau, wo 's alle heilige Ostern einmal ein Geflügel kochen. Nicht einmal Butöner hat s' in die Ohren.«

Frau Lanzer schoß wütend hinaus und kam mit Nani zurück.

Nani war jung, blond, lachte mich zutraulich an und erzählte selbstbewußt:

»Ich koch' alles, was gnä Frau befehlen: starke Suppen, Gemüs, Fleisch, Krautstrudel . . . Wann ich Krautstrudel gemacht hab, ist oft der gnä Herr in die Küche kommen und hat gesagt: Einen so einen Krautstrudel wie die Nandl – no, das backt keine.«

Ich mietete sie, ohne sie aufzuklären, daß sie auf ähnliche Lorbeeren bei uns nicht zu rechnen hat.

Drei Tage später verließ mich unser Komet, und Nani zog ein.

Nani war ein wirkliches Talent. Sie hatte die wertvolle Gabe, sich überall sogleich zurechtzufinden und durchzusetzen.

Sie fragte nicht nach den Gewohnheiten des Hauses, dem Geschmack des Herrn, den Wünschen der Frau. Sie stellte

sich einfach an den Herd und kochte. Des Morgens nahm sie leutselig den Speisezettel aus meinen Händen in Empfang, änderte ihn nach eigenem Belieben und begegnete jeder Rüge, denn sie hatte immer recht; so wie sie es eingeteilt hatte, war es eben geschickter gewesen.

Sie hatte eine unbekümmerte Heiterkeit an sich, eine naive Unkenntnis, die entwaffnete. Und dieses treuherzige Mitteilungsbedürfnis! Sie nagelte mich förmlich am Küchentisch fest, wenn wir die Ausgaben abgerechnet hatten. Am zweiten Tag schon weihte sie mich in ihre Geheimnisse ein.

»Ich bin sehr unglücklich, gnä Frau.«

»Na, hören Sie, Nani – das merkt man Ihnen aber nicht an. Sie sind doch immer guter Dinge?«

»Gott, wann ich auch weinen tät von in der Früh bis auf die Nacht – 's ändert sich doch nix mehr in meiner Sach. Und vom Weinen werd man auch nicht schöner und schreckt nur die Männer ab. So eine nasse Stauden, die kann ja keiner nicht leiden. Ich hab mir schon immer gedacht: wann die gnä Frauen nicht immer weinen möchten, da kämen die Herren früher von die Madeln heim. Und – wer weiß? – vielleicht gingen sie gar nicht hin.«

»Nani, hier haben Sie vierzehn Dekka Mandeln, vierzehn Dekka Zucker, sieben Dekka Semmelbrösel, die Eier . . .«

»Ich weiß schon, gnä Frau, gut abtreiben. Aber ich denk, ich mach überhaupts eine andre Mehlspeis davon.«

»Nein, bleiben wir beim falschen Rehrücken. Stifteln Sie ein paar Mandeln zum Aufputz. Es sieht dann aus wie Speckstreifen.«

»Ja«, sagte Nani – war weit weg mit ihren Gedanken und entschlossen, aus den gegebenen Rohstoffen Mandelkuchen zu backen.

»Ich muß schon der gnä Frau was eingestehen, damit mich gnä Frau nicht für falsch halten . . . Ich hab, wie ich achtzehn Jahr alt war, ein Unglück gehabt.« – Nanis blaue Augen füllten sich mit Tränen. – »In ein und demselben Jahr ist mir der selige Vater gestorben, unser Häusel ist abgebrannt, und ein Kind hab ich kriegt. Können S' sich denken, was ich mitgemacht hab.«

»Lebt das Kind?« fragte ich teilnehmend.

»O ja. Und ein so ein schönes Buberl is 's. Meine ganze Freud is 's. Die Mutter hat 's bei sich. Nur auf Seife und Schuch schick ich zehn Gulden 's Monat.«

»Und . . . und der Vater von dem Buben, der gibt nichts?«

»So ein Schuft, ein elendiger, gnä Frau. Schön war er, grad so schön wie 's Kind – aber alles hat er abgeleugnet. Und wie wir miteinander beim Gericht waren, da hat der Richter gefragt, ob daß ich einen Zeugen darauf hätt. ›Ich bitt, Herr Richter‹, hab ich gesagt, ›ich hab nicht gewußt, daß das eine neue Mod ist, daß man einen Zeugen ruft – aber ich wer mirs merken. Da ist das Kind und ist ihm wie aus 'm Gesicht geschnitten – ist das nicht genug?‹ – So hab ich nix kriegt, und er ist frei davongelaufen. 's Heiraten hat er mir auch versprochen gehabt, aber nix Schriftliches von sich geben. Und dann überhaupts, ich bin drauf kommen, daß er ein Jud ist. So ein Schuft. Aber gern – gern hab ich ihm wohl gehabt. Man ist sich wie ein besserer Mensch vorkommen – er war so viel fein. Wann ich mir mein weißes Kleid anzogen hab und 'n Hut mit die Veigerln, da hat er mich schön anschauen können mit seine schwarzen Augen – die waren so flink und glänzend wie die Rosenkäfer. – ›Herrgott‹, hat er gesagt, ›weißt, Nandel, so ein Madel wie du, das findt man ja nimmer wieder. Bist tausendmal schöner als die geschnürten Damen. Wie ist alls noch so fest und rund bei dir.‹ Und hat geseufzt bei der Red. Er hat schon gewußt, der Hund, daß er mich verlassen wird.«

Nani war gerührt und putzte sich die Nase. Diesen Augenblick benutzte ich zum Rückzug.

Im Lauf der Woche schenkte ich Nani einen Knabenanzug und Strümpfe für ihren Jungen.

»Gnä Frau haben mich unlängst gar nicht ausreden lassen«, sagte Nani mit bitterm Vorwurf, als sie mir die Spezereien einräumen half. – »Ich wollt der gnä Frau mein ganzes Herz ausschütten.«

»Na, was ist Ihnen denn geschehen, Nani?«

»Was mir geschegen ist, gnä Frau? Oh, viel. Es gibt Madeln, die haben drei, vier Schätze hintereinand, und ich bin so unglücklich. Gleich krieg ich ein Kind.«

Ich blickte sie erschrocken an.

»Na, nein, gnä Frau – es ist schon vorbei. Ich hab nämlich auch ein kleines Madel – ein halbs Jahr is 's alt.«

»Wo ist denn das?«

»Der Weiße-Kreuz-Verein hat 's genommen und zu einer Bäuerin aufs Dorf geben. Das ist mein Unglück gewesen, das Madel. Ich war voriges Jahr auf einem Gut als Köchin, und da bin ich mit dem Diener gängen – dem Martin. Alle haben mirs vorausgesagt, daß ich so aufsitzen wer – denn der Martin war aus einem reichen Bauernhaus und hat nur derweil dient, bis daß sein Alter ins Ausgeding geht. Und wie ich soweit war, hat er mir dreißig Gulden geben und hat mir gesagt, ich soll in die Stadt hinein, damit ich ihm auf dem Dorf nicht die Schand mach – und er wird mir nachkommen, und wir werden heiraten, bis ich aus der Klinik herauskomm. Ich hab ihm den Gefallen tan und hab mich durchgefrettet in einem Dienst bei einer Greislerin mit fünf Kindern. Denn – nicht wahr? – in einem Herrschaftshaus – wer nimmt mich so? Ich hab arbeiten müssen wie ein Pferd, waschen, kochen, bügeln, ein Kind herumschleppen – und hab mich nicht einmal traun dürfen zum niedersetzen. Denn ich war ja so aufgenommen; bis so lang ich wer schaffen können. – Dem Martin hab ich immer geschrieben und geschrieben, er soll schon kommen, und er hat mich immer weiter vertrest.«

»Ist er endlich gekommen?« fragte ich ängstlich – und sie dauerte mich tief.

»Ah, wie ich in der Klinik gelegen bin – da hab ich einen Brief kriegt. Ich hab so viel weinen müssen. Der Martin hat mir geschrieben, er schickt mir fünf Gulden, weil ich ihm derbarm – ohne Pflicht, denn er wär mir nix schuldig. Von dem Kind soll ich ja mein Lebtage schweigen und mich nicht unterstehen, zu sagen, daß es sein Kind war. Denn er will nix davon wissen, indem daß es dem jungen Herrn seins ist, der was bezahlen kann. Und er hätt schon gut gesehen, wie mich der Kaminfeger einmal geküßt hat – zeitlich in der Früh. Also ich kann ihm lang was vorrechnen, er weiß doch, es ist anders. Und er tat mir zu wissen, daß er sich dieselbige Wochen mit der Anrain-Justin versprochen hat, der ihr

Vatter hart an seinen Vattern grenzt. Und zum Schluß hat er geschrieben: Liebe Nani, darum bist und bleibst mein liebes Nandel, wo ich gern an dich denken wer. Untersteh dich aber nicht, nach hier zu kommen, weil daß du mich kennen lernen möchtest. In Liebe Dein Martin.«

»Späßige Liebe das, Nani! – Was haben Sie getan?«

»Dann hab ich ihm geschrieben, aber ich hab keine Antwort kriegt. Von die fünf Gulden hab ich den Pfarrer für die Tauf zahlt, und der Obermadam hab ich einen Gulden geben für daß sie Pate steht, und einen Gulden für den Wagen. Und dann hab ich das kleine, arme Würmel ins Weiße Kreuz getragen und bin als Amme gangen.«

»Was – Amme waren Sie?«

»Ja, gnä Frau. Aber nur drei Monat, dann ist das arme Buberl gestorben. Ich hab achtzig Gulden kriegt, das waren sehr noble Herrschaften. Damit hab ich meine Schulden bei der Zimmerfrau gezahlt, und an dem Tag hab ich Glück gehabt, und gnä Frau haben mich aufgenommen. Ich hab gleich gewußt, daß ich bei Ihnen Glück haben wer.«

»Na – na, was haben Sie denn wieder für ein Glück gefunden?« fragte ich ahnungsvoll.

»Gleich, wie ich herkommen bin, da hab ich so aus Kleinigkeiten gemerkt, daß ich dem Gustl gefall. Das kann man so aus dem kleinsten merken.«

»Was – unserm Kutscher?«

»Ja, gnä Frau. Ich bin am zweiten Tag einkaufen gangen, da hat er mir auf der Hintertreppe aufpaßt – und – ich bin noch so derschrocken: anpackt hat er mich und wollt mir ein Pussel geben. ›Na, na‹, hab ich gesagt, ›so bekannt sein mir noch nicht.‹ – Mit die Männer muß man streng sein, sonst werden s' gleich keck. – Und vor drei Wochen kommt er auf einmal in die Küche – früher, sagt die Anna, war er zu stolz dadazu. Ich hab grad das Grünzeug putzt und bitter geweint, weil ich hab an meinen Martin denken müssen. Die Anna ist auch dagesessen und hat die Schuh' vom gnä Herrn putzt.

»Was weinen S' denn, Nanerl?‹ hat der Gustl gefragt.

»Was fragen S' denn?‹ hab ich gesagt.

»Hat Ihnen Ihner Schatz verlassen?‹ hat er gefragt.

»Ich hab keinen Schatz nicht – schon seit vier Monate«, hab ich gesagt.

Da hätten S', gnä Frau, die Freud seggen sollen vom Gustl!

»So was!« hat er gesagt. »Das hätt ich mir nicht zum denken traut, daß ein so ein packschierliches Madel keinen Schatz nicht hat. Also – da bin ich, Nanderl, lieben S' halt mich, wann S' keinen bessern haben«, hat er gesagt und hat mir die Hand geben, und die Anna hat als Zeugin durchgeschlagen. No – und Sonntag sein mir zusamm ausgegangen. Zuerst sein mir in Wurstelprater ins Stadtwäldchen und haben uns amisiert. Der Gustl war wirklich ein Gavalier. Im Flohtheater waren wir und bei der Frau ohne Unterleib. Muß das auch grauslich sein, wenn der liebe Herrgott einen so erschafft! – Dann wie wir schon müd waren, sind wir in das Restauran »Zum schönen Kaminfeger«. Der Gustl hat gefragt, was ich essen will. Ich hab gesagt: »Nur eine Eierspeis und einen schwachen Gespritzten.« Ich trink keinen Wein – ich weiß, warum. Ich hab gesegen, daß ihm das gut gefallen hat, daß ich so bescheiden bin, wo ich doch hätt auch einen Rostbraten anschaffen können.

Mich hat fort mein Gewissen druckt. Und auf einmal hat mir der Gustl gesagt: ob daß ich will seine Frau werden?

Da hab ich noch schnell eins trinken und hab gesagt:

»Ich muß Ihnen sagen, Herr August – ich bin heute nicht nur ein glückliches Madel – ich bin auch Mutter.«

Darauf war er ein bissel still, und mir hat das Herz geklopft – gnä Frau, so, daß mir die Eierspeis nicht mehr geschmeckt hat – sie war auch mit Margarin gemacht.

»Ist es ein Madel oder ein Bub?« hat er gesagt.

»Ein Madel – – – und ein Bub.«

Darauf ist der Gustl aufgestanden und hat gesagt:

»Pardon, ich muß ein bissl auf die Luft – hier herin is 's so heiß.«

Da bin ich dann gesessen und hab in Ängsten gewart. Nach einer Viertelstund ist er wieder kommen und hat gesagt:

»Wissen S', Nanderl, wann 's schon so ist – wann s' halt keinen Vattern nicht haben, Ihnere Kinder, so wer halt ich der Vatter sein, und wir werden s' in Gottes Namen aufziehen.«

»Ist denn das auch schon gewiß, Nani, daß der August Sie heiratet?«

»Ganz gewiß, gnä Frau. Wann gnä Frau erlauben, so bleib ich noch sechs Wochen, damit ich Geld hab zur Hochzeit. Das hab ich mir immer vorgenommen: ich heirat nur in einem weißen Kleid mit Kranz und Schleier. Es ist ja der allerschönste Tag im Leben. – Der Gustl hat gesagt, das wär so schön, daß ich so aufrichtig war zu ihm – das wird er mir nie vergessen.«

»Freilich, Nani, vor seinem Mann soll man keine Geheimnisse haben.«

Darauf wurde Nani still und ging ins Zimmer.

August hielt sein Versprechen. Er bestellte die Aufgebote und spielte den liebenswürdigen Bräutigam. – Der Komet Aurelie berührte in seinem Kreislauf unsern Horizont und war bereit, Nanis Stelle wieder einzunehmen.

Ein paar Tage vor der Hochzeit suchte mich Nani in meinem Zimmer auf.

»Verzeihen, gnä Frau – aber ich bin so unruhig – ich möcht gern was fragen.«

»Was wollen Sie denn?«

»Wenn gnä Frau mir sagen wollten: fragt der Pfarrer bei der Trauung, wie viel Kinder daß die Braut hat?«

»Was fällt Ihnen denn ein, Nani?«

»Weil . . . nämlich . . . zwischen die zwei, da hab ich noch eins gehabt – das ist als ein Kleiner gestorben – und das möcht ich niemanden sagen als der gnä Frau. Dreie – das ist doch zu viel.«

Luischen

Luischen war meine Hausnäherin. Ein armes Geschöpf. Kam des Morgens um acht, setzte sich auf den Fensterplatz und arbeitete bis acht Uhr abends. Unter ihren geschickten Händen entstanden wahre Wunderwerke der Geduld. Sie säumte im Lauf der Zeiten hunderte Meter von Volants ein und ajourierte hunderte Meter von Entredeux. Sie hat mein erstes Ballkleid genäht und alles mit mir gefühlt in den Tagen, als ich Braut wurde. Sie hat mir den Schleier gesteckt und ihren Anteil an meinem Glück durch quellende Tränen erwiesen.

Gott, sie war eine so feine Seele, mein Luischen, die arme Näherin. Ich hatte ihr volles Vertrauen. Wenn Mama nicht zu Hause war und ich helfen mußte, die Heftstiche ausziehen und Haken annähen – an diesen langen Nachmittagen hat sie mir die Geschichte ihres Lebens erzählt.

Sie war die Tochter eines kleinen Schnittwarenhändlers. Ihre drei Schwestern waren hübsch gewesen, hatten früh und sehr vorteilhaft geheiratet. Keine der Schwestern hatte ihren Bräutigam geliebt, wie Luischen sagte; und jede auf dem Weg zum Traualtar bitterlich geweint. Wenn Luischen auf diese Brautschaften zu sprechen kam, lag in ihrer Stimme immer ein Ton der leisen Verachtung.

Luischen war sehr gefühlvoll, sehr blond, sommersprossig und ein wenig verwachsen. Sie, die Jüngste, war im Nest geblieben und hatte die Schneiderei gelernt – »für alle Fälle.« Später, als die Wohnung leer wurde, nahmen sie einen Zimmerherrn. Er war blutarm und studierte Medizin. Der Vater starb, Luischen blieb mit ihrer Mutter und dem Studenten allein.

Es kam, was in solchen Fällen kommen muß: Luischens verwaistes Herz umschloß den armen Schlucker mit all der Zärtlichkeit, die in ihr aufgestapelt war. Er studierte halbe Nächte und gab mehr für Petroleum aus als für sein Essen.